

**Das Tübinger Kolloquium der Arbeitsgemeinschaft im November 1995:
Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in Mitteleuropa
— Vorträge und Berichte —**

**Arbeitsgruppe I: Der Befund und seine
Deutungsprobleme:
Quellenanalyse und Quellenkritik**

Ulrich Klein, Gabriele Isenberg, Matthias Untermann

***Bericht über die Sitzung der
Arbeitsgruppe***

1. Die Arbeitsgruppe zum Thema

Die Sitzung der Arbeitsgruppe war von Gabriele Isenberg (Münster), Ulrich Klein (Marburg) und Matthias Untermann (Freiburg) vorbereitet worden, wobei dieser Vorbereitungskreis auch die Moderation der drei jeweils halbtägigen Sitzungen übernahm. Dabei leitete jeweils ein kurzer Vortrag von verschiedenen Referenten, meist unterstützt durch ein Thesenpapier, in das jeweilige Schwerpunktthema ein, woran sich in allen Fällen eine ausgedehnte, erfreulich lebhaft und umfassende Diskussion anschloß (Protokoll: Ulrich Klein). Insgesamt wurden von zwölf Kollegen dreizehn Kurzvorträge mit elf vorgelegten Papieren gehalten.

Die Abfolge der Themen war mit

- Befunddeutung im Rahmen der Prospek-tion
- Befunddeutung in der Ausgrabung
- Befunddeutung außerhalb der Ausgrabung

an der Chronologie der bei Ausgrabungen üblichen Vorgehensweise orientiert. Mit der Unterteilung in mehr als zwanzig Einzelaspekte konnte jedes Thema in vielen relevanten Aspekten behandelt werden, so daß die seltene Gelegenheit zu einer breitangelegten Methodendiskussion der Interpretation archäologischer Befunde gegeben war. In diesem Sinne waren sich die Teilnehmer einig, daß der Zweck des Kolloquiums, eine Standortbestimmung des Faches zu liefern, für den hier zu behandelnden Themenkomplex erreicht worden ist. Es wurde in den Diskussionen aber auch deutlich, daß über den Anlaß einer solchen singulären Veranstaltung hinaus ein vergleichbares Diskussionsforum dringend in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen erforderlich wäre. Angesichts der festgestellten Defizite in Grabungs-

methodik und -auswertung wurde eine Klärung von Anforderungen an die Dokumentation und die Dokumentierenden für besonders vordringlich gehalten, womit zugleich die Ausbildungsfrage angeschnitten ist. Hinzu kommt als zweiter Problemkomplex die Begrifflichkeit im Fach, die ebenfalls umfassend zu diskutieren wäre.

Die einleitenden Vorträge und die protokollierte Diskussion bilden die Grundlage der folgenden zusammenfassenden Darstellung durch die Moderatoren der Arbeitsgruppe. Dabei wurde großer Wert darauf gelegt, neben der Einführung in die Thematik durch den jeweiligen Referenten auch die in den Diskussionen eingebrachten Aspekte umfassend zu berücksichtigen.

*2. Befunddeutung im Rahmen der
Prospektion*

Der erste thematische Block der Arbeitsgruppe befaßte sich mit nichtinvasiven Methoden der Befunderkundung im Rahmen von Inventarisierung und Prospektion. Anhand von Beispielen aus der Wüstungsforschung wurden Möglichkeiten und Probleme verschiedener Prospektionsmethoden vorgestellt.

Die kartographische Methode

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Rudolf Bergmann (Münster).

Als bewährt, preiswert und in ihrer Effektivität unübertroffen für diesen Forschungsbereich kann nach wie vor die kartographische Methode gelten, die in der älteren Kartenüberlieferung, speziell den frühen Katasterkarten, siedlungsweisenden Flurnamen und Parzellenstrukturen nachgeht und damit verbunden in der regionalen historischen Überlieferung nach ergänzenden Nachrichten sucht. Durch sie geraten in der Regel bereits etwa 90 % der Hof- und Ortswüstungen in den Blick der Forschung; notwendige Überprüfungen im Gelände können dann

gezielt vorgenommen werden. Die gegebenen Möglichkeiten wurden überzeugend am Flurnamen »Worth« dargestellt, über den sich im Münsterland mit einer Trefferquote von 50 % mittelalterliche und frühneuzeitliche Hofwüstungen identifizieren lassen. Für die richtige Auswertung historischer Karten ist die Deutung von alten Kartensignaturen von ausschlaggebender Bedeutung, was intensive Quellenkritik auch für diesen Bestand erforderlich macht.

Einzuschränken sind dagegen die Aussagemöglichkeiten der historischen Kartographie zur Siedlungsdauer, den es gibt nicht selten Fälle, in denen bereits wüstgefallene Siedlungen z.T. noch jahrhundertlang als bestehende Ortschaften in Karten tradiert wurden.

Kartierung von Oberflächenfunden

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Rudolf Bergmann (Münster)

Die historisch-kartographische Methode kann ergänzt werden durch das traditionelle Prospektionsverfahren der archäologischen Kartierung von Oberflächenfunden dar. Innerhalb von Wüstungen lassen sich mit dieser Methode erfahrungsgemäß häufig Areale von jeweils circa 150 Quadratmetern mit erhöhter Fundkonzentration nachweisen, die von verschiedenen Autoren als Indikatoren für Hofstellen angesehen werden. Hieraus darf aber keine Regelmäßigkeit in dem Sinne abgeleitet werden, daß man durch die Teilung der mittels der Kartierung festgestellten Gesamtfläche durch 150 qm einen Richtwert für die Anzahl der Hofstellen einer Siedlung erhalten könnte. Durch Katasterrückschreibung lassen sich beispielsweise in Westfalen Hofstellengrößen von bis zu 3700 qm ermitteln, darüber hinaus ist mit einer starken Differenzierung der Hofgrößen auch innerhalb einer Siedlung und eines Siedlungsgebietes zu rechnen. Die genannten kleinen Flächen erhöhter Fundkonzentration können daher lediglich auf den Kernbereich der Hofstelle mit ehemals starker Keramiknutzung bezogen werden.

Naturwissenschaftliche Methoden

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Rudolf Bergmann (Münster)

Als naturwissenschaftliche Methode zur Befunderkundung wurde vor allem die zeitweise sehr optimistisch bewertete Phosphatkartierung, bei der durch ein Probenraster nach erhöhten Phosphatwerten im Boden gesucht wird, die auf Siedlungsbereiche hinweisen könnten, ausführlich diskutiert. Als Probleme haben sich bei dieser Methode die Festlegung der sogenannten »kritischen Isolinie«, ein Konzentrationsgrenzwert, der ehemals besiedelte Flächen von unbesiedelten zu unterscheiden erlaubt, und das Problem der »Verfälschung« der Ergebnisse durch modernen Phosphateintrag herausgestellt.

Hierzu wurden zwei unterschiedliche Vorgehensweisen aus Westfalen vorgestellt: Eine Kartierung nach dem Vanadat-Molybdat-Verfahren in der Wüstung Neghere (Hochsauerland) ermöglichte bei einer »kritischen Isolinie« von 750 ppm Phosphat die Eingrenzung eines Gebiets, das auch nach topographischen Gesichtspunkten und Oberflächenfunden als Siedlungsfläche angesprochen werden muß. Ein Experiment mit der Citrat-Methode in der Wüstung »Rozedehusen« führte dagegen lediglich zur Lokalisierung der Lieblingsstandorte einer rezenten Rinderherde.

Leider gibt es bisher auch kein anderes naturwissenschaftliches Verfahren, das preiswert und korrekt die Bedürfnisse von Wissenschaft und Denkmalpflege zufriedenstellt. Die Erfahrungen mit geophysikalischen Methoden sind unterschiedlich. Sowohl geoelektrische wie auch geomagnetische Verfahren eignen sich in der Regel nur für frei und relativ ungestört in der Fläche liegende Objekte, deren eindeutige Ansprache auf der Basis der Meßdaten dennoch recht schwierig ist. Größere Bedeutung haben sie meist nur in Kombination mit invasiven Methoden: Eine in einem Suchschnitt erkannte Struktur, beispielsweise ein Mauerzug, läßt sich durch geoelektrische Methoden relativ problemlos verfolgen, während seine Ansprache vorher im ungestörten Gelände mit der gleichen Methode kaum eindeutig möglich gewesen ist.

Die Luftbildarchäologie führt in der Regel nur auf großen Freiflächen des ländlichen Raumes zu Ergebnissen, während in dicht bebauten städtischen Arealen kaum mit brauchbaren Ergebnissen zu rechnen ist. Allerdings gilt auch bei der Wüstungsforschung im ländlichen Raum, daß Luftbilder - hierin der Phosphatkartierung als

naturwissenschaftliche Methode ähnlich - bei erheblich höheren Kosten kaum einen Erkenntnisgewinn gegenüber den traditionellen Methoden der Kartenauswertung und Feldbegehung bringen.

Literatur: Unsichtbares sichtbar machen.
Geophysikalische Prospektionsmethoden in der Archäologie. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 41. Stuttgart 1998.

»Klassische« Inventarisierung

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Otfried Ellger (Münster)

Hauptziel der Auswertung von historischen Schrift- und Planquellen im Vorfeld der Ausgrabung, meist unter dem Begriff der Inventarisierung zusammengefaßt, ist die Bewertung von Forschungschancen im Blick auf eine bestimmte zu untersuchende Fläche. Dazu gilt es nicht nur, Existenz, Erhaltungszustand und Binnenstrukturen der archäologischen Substanz zu prognostizieren, sondern zunächst einmal auf der Basis des historisch-archäologischen Forschungsstandes Fragestellungen zu entwickeln, die anhand von möglicherweise auf bestimmten Flächen erhaltener archäologischer Substanz einer Lösung nähergebracht werden können. Hierzu vorgestellt wurde die Entwicklung einer solchen Fragestellung am Beispiel des ostmünsterländischen Kirchortes Beelen und seines in das Frühmittelalter zurückreichenden Schulthenhofes. Dabei konnte auch die Abhängigkeit der zu wählenden archäologischen Methode von der Art der Fragestellung verdeutlicht werden.

Bei der Prognose des Erhaltungszustandes können Schrift- und Planquellen allenfalls zur Abschätzung von Wahrscheinlichkeiten führen, exaktere Angaben erfordern konkrete invasive archäologische Voruntersuchungen.

Dies gilt auch für die Vorausschau auf Binnenstrukturen der archäologischen Substanz. Sicherlich bieten Planquellen, Schlüsse aus Parzellenstrukturen und aufgrund historisch-genetischer Forschungen aufgestellter Entwicklungsmodelle für bestimmte Objektgruppen einige Möglichkeiten der Prognose. Gerade die letztgenannten Modelle verführen aber leicht zu allzu festgelegten Erwartungen.

Illustriert wurde dieses Problem an der münsterländischen Wasserburg Beelen, wo die Fixierung auf die gängige Entwicklungstheorie dieser Anlagen zu letztlich archäologisch falschen Schlüssen aus Suchschnitten geführt hatte.

Kellerkataster

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Bertram Jenisch (Freiburg i. Br.)

Eine spezielle Arbeitsform der »klassischen« Inventarisierung stellt das »Kellerkataster« dar, die systematische Erfassung aller Kellerräume im Bereich alter Städte. Die Entwicklung dieses Instruments war in den 50er und 60er Jahren z.T. mit der Hoffnung verbunden, hiermit die Strukturen der ältesten Siedlungsphasen erfassen und Fragen nach Normparzellen und Gründungsrastern klären zu können. Diese Hoffnung hat sich indessen als trügerisch erwiesen. Von Beginn an mit Skepsis begleitet, haben inzwischen konkrete archäologische Forschungen das Kellerkataster insofern entzaubert, als es zwar Strukturen aus der Zeit vor der ersten Katasteraufnahme widerspiegelt und im wesentlichen den im Spätmittelalter erreichten Stand der Parzellierung angibt, die ältesten Strukturen und eventuelle Gründungsschemata aber mit diesem Mittel oft nicht zu erfassen sind. Am vorgestellten Beispiel Villingen konnte gezeigt werden, daß Keller häufig umgebaut oder nachträglich vertieft worden sind. Sie können daher nicht a priori, sondern nur als Ergebnis exakter Bauuntersuchungen als älteste Bestandteile eines Hauses angesprochen werden. Mit dem Kellerkataster läßt sich dann allenfalls die im ältesten Katasterplan erfaßte Struktur partiell in die frühe Neuzeit oder das Spätmittelalter zurückschreiben. Allerdings gibt es daneben auch Städte wie Freiburg i.Br. oder Erfurt, in denen die Kellerkartierung zumindest in Ausschnitten noch die hochmittelalterliche Struktur der Stadt wiedergibt, wobei es sich allerdings bei den kartierten Strukturen ursprünglich nicht im »Keller« im engeren Sinne, sondern um »abgesunkene« Sockelgeschosse romanischer Bauten handelt. Auch hier ist allerdings die gründliche Bauforschung am Einzelobjekt Voraussetzung für eine sichere Ansprache. Bei der archäologischen Vorerkundung von innerstädtischen Sanierungsarealen bietet sonst ein Kellerkataster oftmals kaum mehr Informationen als die meist erhaltene Folge neuzeitlicher Katasterpläne.

Interessant kann allerdings ein Kellerkataster dort sein, wo umfangreiche Zerstörungen zu einem veränderten Aufbau der Stadtgestalt über weitergenutzten Kellern geführt haben. Hier kann der Kellerplan, wie eindrucksvoll am Beispiel Marbach am Neckar gezeigt wurde, dann anderenorts nicht überlieferte Strukturen enthüllen.

Als inventarisatorisches Hilfsmittel ist die Kelleraufnahme für die Denkmalpflege nützlich und im

Vorfeld von Bauprojekten zur Abschätzung von Befunderwartungen notwendig. Als Gesamtprojekt für ganze Altstädte ist ein Kellerkataster dagegen heute eher ein »Kann« als ein »Muß«, als isoliertes Forschungsvorhaben obsolet. Ein mit den ursprünglichen Ansprüchen und als Reflex auf die Amtstrennung zwischen Bau- und Bodendenkmalpflege isoliert erstelltes Kellerkataster, führt fast zwangsläufig in eine forschungsgeschichtliche Sackgasse.

Im Rahmen der Bewertung von archäologischen Denkmalbereichen ist eindringlich davor zu warnen, wie zeitweise üblich, Keller als »Fehlstellen« archäologischer Substanz aufzufassen: Keller sind keinesfalls archäologisch tote Zonen, sondern wichtige Befundareale: Einerseits können ältere Strukturen in und unter den Kellern bewahrt geblieben sein, zum anderen können sich im Keller selbst Spuren von älteren Bauzuständen und verschiedenen Nutzungen finden.

Resultate zum Themenkomplex Prospektion

Ulrich Klein

Insgesamt sind die Ergebnisse der neuen nicht-invasiven Methoden der Prospektion ernüchternd, denn die Rahmenbedingungen für einen erfolgreichen Einsatz sind oft nicht gegeben und die Aussagemöglichkeiten stark eingeschränkt. Allerdings kann eine aktiv agierende Denkmalpflege nicht darauf verzichten, so frühzeitig wie möglich alle Informationen über archäologisch relevante Zonen möglichst parzellenscharf zu sammeln. Daher bleibt die Inventarisierung auf der Basis von Schrift- und Planquellen, auch wenn sie in prospektiver Hinsicht keine absolute Sicherheit schaffen kann, das wichtigste nichtinvasive Verfahren der Mittelalterarchäologie. Nicht zuletzt wegen der forschungsleitenden Funktion durch die Entwicklung von Fragestellungen darf diese Tätigkeit nicht als Aufgabe für Berufsanfänger und Hilfskräfte mißverstanden werden.

Auch und gerade in städtischen Bereichen wird man in vielen Fällen - und sei es aus Kostengründen - den traditionell archäologischen Methoden der Sondage und des Suchschnitts den Vorzug bei der Befunderkundung geben müssen. Geophysikalische Methoden der Prospektion können anschließend die richtige Schnittanlage klären und die Ausdehnung von bereits bekannten Befunden erkennbar werden lassen.

Eine kontinuierliche und systematische Beobachtung auch kleiner, meist tiefbaubedingter Bodeneingriffe, verbunden mit einer soliden »klassischen« Inventarisierung auf der Basis von Schrift- und Planquellen ist immer noch das beste und im Endeffekt günstigste Mittel, einen Überblick über die erhaltene archäologische Substanz zu gewinnen. Leider ist ein solches Vorgehen konsequent nur im Rahmen von Stadtarchäologien möglich.

3. Befunddeutung in der Ausgrabung

Befund und Grabungsmethodik

Grundlage der Diskussion war der Vortrag von Marianne Dumitrache (Konstanz, jetzt Stuttgart)

Bei der Vorbereitung dieses Themas war überlegt worden, in einem einleitenden Vortrag Erfahrungen mit den beiden grundsätzlichen Richtungen der Grabungsmethodik, dem Graben in künstlichen oder natürlichen Schichten, vorstellen zu lassen. Es hatte sich aber herausgestellt, daß es offenbar keinen Häretiker der einen oder anderen Methode gibt, so daß die Einführung nur am Beispiel des Grabens in natürlichen Schichten stattfinden konnte. Allgemein war allerdings das Entsetzen darüber, daß offenbar auch im Bereich der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit auch heute noch nicht selten in künstlichen Schichten gegraben wird, ohne daß hierüber eine Diskussion stattfindet. Hier sind vor allem die Universitäten gefordert, um bereits in der Ausbildung ein entsprechendes Bewußtsein zu der Bedeutung der Grabungsmethodik zu schaffen.

An Beispielen aus Lübeck, wo das Graben in natürlichen Schichten erstmals in größerem Umfang stadttarchäologisch Anwendung fand und auch »auf den Begriff« gebracht wurde, und von Großgrabungen in Konstanz wurde die grundsätzliche Überlegenheit dieser Methode eindrucksvoll demonstriert.

Innerhalb der Methode ist inzwischen, um das Ziel der dreidimensionalen Schichtbeschreibung zu erreichen, der Übergang von Schnittgrabungen mit möglichst vielen Einzelprofilen zu Flächengrabungen vollzogen worden. Wo sinnvoll, wird aber weiterhin auch mit Schnitten gearbeitet.

Nur bei Grabungen in natürlichen Schichten ist als notwendige und wichtige Kontrolle der Einsatz der Harris-Matrix möglich. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Matrix ein wichtiges

Hilfsmittel ist, um logische Schlüsse zu überprüfen, aber selbst keine Realität schaffen kann. Sie ersetzt also nicht die Befundinterpretation, sondern unterstützt und überprüft sie. Während Harris selbst die »open area«- Grabung mit einer vollständigen dreidimensionalen Schichtbeschreibung fordert, wird die Harris-Matrix in Deutschland problemlos auch bei reinen Schnittgrabungen angewendet.

Allerdings gehen hier die Ansichten über die Berechtigung kleiner Schnitte in grabungsmethodischer Hinsicht auseinander: Der kleine Schnitt, sinnvollerweise verstanden als substanzschonender Einstieg in eine gegebenenfalls stufenweise weitere Freilegung, steht in der nicht ohne weiteres von der Hand zu weisenden Kritik des »Zerschneidens« der Schichtbefunde, die im Interesse der dreidimensionalen Erfassung, besser flächig freigelegt werden sollten, wenngleich in der Praxis eng bebauter Altstadtquartiere eine »open area« - Grabung oft kaum durchführbar sein wird.

Literatur: Harris, Edward C., *Principles of archaeological stratigraphy*, 2. Aufl. London 1992; ders., *Practices of archaeological stratigraphy*, London 1993; Carandini, Andrea, *Storie dalla terra*, Biblioteca studio, Bd. 25. 2. Aufl. Turin 1996.

Befund und Fläche

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Marianne Moser (Paderborn)

Der Einfluß von historischer Fragestellung, vor allem aber Platzierung und Größe der Grabungsschnitte auf das Ergebnis einer archäologischen Untersuchung wurde am Beispiel der Ausgrabungen am »Kamp« (Paderborn) dargestellt: Auf einem 10.000 m² großen Baugelände innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer Paderborns wurden zwischen 1970 und 1994 mehrere Ausgrabungen vorgenommen. Alle drei Kampagnen fanden unter verschiedenen Voraussetzungen statt, stellten unterschiedliche Fragen an das Untersuchungsgebiet und führten letztlich zu stark voneinander abweichenden Ergebnissen.

1. Vor Grabungsbeginn

Viele moderne Bauvorhaben sind heute so großflächig angelegt, daß es aus Zeit-, Geld- und Personalmangel nicht möglich ist, das gesamte betroffene Areal, wie es vielfach notwendig und wünschenswert wäre, vollständig archäologisch zu bearbeiten. Bei den oft notwendigen Einschränkungen beeinflussen feste, meist aus

archivalischen Recherchen resultierende Vorstellungen von den zu erwartenden Befunden die Wahl des Ausgrabungsareals. Als Ergebnis einer vorhergehenden »klassischen« Inventarisierung, deren Ergebnisse oft zu unkritisch übernommen worden sind, werden nur die vermeintlichen »Brennpunkte des Interesses« untersucht. Bezogen auf die Archäologie im Landesmaßstab sind unter solchen Prämissen in der Vergangenheit beispielsweise viele Pfalzengrabungen durchgeführt worden, weil man hier die archäologischen Relikte der Zentralgewalt vermutete, während die konkreten Ergebnisse oft enttäuschten.

Grabungsschnitte werden bei verfestigten historischen Vorstellungen zu den im Untersuchungsgebiet zu erwartenden Befunden häufig nur klein projiziert, denn bei knappen Ressourcen scheint eine punktuelle Bestätigung des Vermuteten auszureichen.

2. Ausgrabung

Entsprechen die in den nur begrenzt angelegten Suchschnitten gemachten Beobachtungen dem vorher durch die Auswertung von historischen Quellen recherchierten Bild, unterbleiben weitere Ausgrabungen.

Eine solche ausschließliche Suche nach Bestätigung einer Theorie beeinflusst die Sorgfältigkeit der Grabung und die Grabungsmethodik unter Umständen negativer als eine Untersuchung auf »unbekanntem Terrain«.

3. Auswertung

Genauere historische Vorstellungen vom Untersuchungsgebiet bergen die Gefahr einer Fehlinterpretation der Befunde bzw. einer Vernachlässigung von »nicht ins Bild passenden« Indizien. Als, wie man in der Soziologie sagt, »self-fulfilling prophecy« angelegt, vollendet dann die Grabungsauswertung des Zirkelschluß.

Damit sind Grundprobleme der archäologischen Interpretation angesprochen, denn kein Ausgräber geht unbeeinflusst an die Arbeit: systematisch im Rahmen der »klassischen« Inventarisierung gewonnene Erkenntnisse zu den zu erwartenden Befunden, allgemeines Fachwissen und Alltagswissen beeinflussen zwangsläufig die Hypothesenbildung, bevor auch nur der erste Schnitt angelegt ist. Um so notwendiger ist vor allem eine vorurteilsfreie Befunddokumentation, die alle Eigenschaften des Befundes, gerade auch die nicht in das jeweilige Bild passenden, erfaßt. Bei zu sehr an einer bestimmten Theorie ausgerichteten Schnittlagen besteht immer die Gefahr, daß die dokumentierbaren Bereiche zu

wenig Relevanz für die Befunde auf der Gesamtfläche haben.

Eine auf der Dokumentation aufbauende Hypothesenbildung ist zweifellos notwendig und richtig, soweit berücksichtigt wird, daß eine ständige Überprüfung und Anpassung der Theorie an den konkreten Befund erforderlich ist. Dieses gilt immer und ist damit unabhängig von der Größe des untersuchten Areals, denn Fehlinterpretationen können, wie der Augenschein lehrt, auch bei großflächig freigelegten Befunden auftreten. Schließlich ist zu berücksichtigen, daß es nicht wenige Befunde gibt, die überhaupt keine eindeutige Interpretation in einer Richtung zulassen.

Der Zusammenhang zwischen Interpretationssicherheit und Schnittgröße ist daher nur ein relativer: Soweit bei der Theoriebildung als einschränkender Faktor die Größe des zur Verfügung stehenden Befundausschnittes berücksichtigt wird, muß ein kleiner Schnitt nicht zwangsläufig zu größeren Fehlinterpretationen führen als eine größere freigelegte Fläche. Durch den Einsatz der Harris-Matrix als »Logik-Tester« lassen sich zudem interne Zirkelschlüsse auch bei kleinen Schnittflächen feststellen.

Gewichtiger ist auf jeden Fall die Art der gewählten Freilegungsmethode, also in künstlichen oder natürlichen Schichten.

Befund und Fund

Grundlage der Diskussion war der Vortrag von Ralph Röber (Konstanz)

In Abhängigkeit von der Befundlage lassen sich in unterschiedlichem Maße Aussagen über das Fundmaterial machen. Zu unterscheiden sind grundsätzlich primäre Aussagemöglichkeiten über die Funde, wie sie Teil der Befundansprache und der Datierung sind, von sekundären Aussagemöglichkeiten, z.B. in Form von Schlüssen auf die im Umfeld des Befundes ehemals übliche Sachkultur, dem »zugehörigen Haushalt«, auf Handelsbeziehungen, sozialstrukturelle Beziehungen der Überlieferungen der materiellen Kultur oder Handwerkstechniken.

An zwei grundsätzlich unterschiedlichen Arten von Befundkomplexen wurde dies erläutert: Latrineneinfüllungen und Auffüllschichten. Verschiedene Beispiele zu Latrinekomplexen zeigten, daß hier in oft großem Umfang auch sekundäre Aussagemöglichkeiten gegeben sein können. Eine einem bestimmten Grundstück mit bekannten Bewohnern zuzuordnende Latrine läßt über ihr Fundmaterial vielfältige Aussagen zu. Allerdings

haben sich solche vor allem in den 1980er Jahren beschriebenen Auswertungsstrategien für Kloakenmaterial als trügerisch erwiesen: Oft ist eine eindeutige Lokalisierung der mittelalterlichen Grundstücksgrenzen nicht möglich, und auch nicht sicher zu sagen, daß eine Kloake nur von den Bewohnern eines Grundstückes genutzt worden sind. Statt Individualaussagen sind dadurch zwangsläufig nur Aussagen über Gruppen möglich, die in ihrer Zusammensetzung aber wiederum beschreibbar sein können. Ein wesentlich größeres Problem ist dagegen, daß wegen der spezifischen Leerungsarten von Kloaken diese in Wirklichkeit meist nicht den geschlossenen Fundkomplex darstellen, als der sie lange Zeit angesehen wurden. Der geschlossene individualisierbare Kloakenfundkomplex kommt zwar vor, aber leider nur selten.

Damit nähern sich die noch möglichen Aussagen zu der Mehrzahl der Kloakenfunde aber bereits stark den Einschränkungen, wie sie bei Auffüllschichten zu beachten sind. Hier ist, wie zahlreiche entsprechende Befunde zeigen, immer damit zu rechnen, daß das aufgefüllte Material einschließlich seiner Funde in beliebigen anderen Bereichen der Stadt abgetragen und dann neu deponiert worden ist. Weil normalerweise ein solcher Vorgang nicht einwandfrei archivalisch nachvollziehbar ist, entfällt für das Fundmaterial ein großer Teil der interessanteren, sekundären Aussagemöglichkeiten. Ein warnendes Extrembeispiel stellt in diesem Zusammenhang die zweite Auffüllung der Berner Münsterplattform dar, da diese nach einer archivalischen Nachricht aus 108 Landgemeinden zusammengebracht wurde.

Der nicht vorhandene Befund

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Ulrich Klein (Marburg)

1. Die »Negative« von Befunden

In geläufigen, auch in der Literatur häufig beschriebenen Fällen haben nicht mehr selbst vorhandene Befunde ihre Spuren zurückgelassen. Ein oft zitiertes Beispiel sind Fundamentgräben, aus denen das Steinmaterial bereits entfernt ist. Hierzu zählen aber weiter alle Arten von Abformungen und Abdrücken entfernter Objekte, also Abdrücke von Holzfußböden ebenso wie Pfostenlöcher etc.

Allen diesen Befunden ist gemeinsam, daß sie so deutliche Spuren hinterlassen haben, daß es 1. meist keine Mühe bereitet, das Negativ selbst als

Befund anzusprechen, und 2. daraus den verschwundenen Befund zu rekonstruieren.

Daneben sind allerdings auch zahlreiche fragile Befunde vorstellbar, die spurlos entfernt worden sind; die unterschiedlichen Erhaltungsgrade von nahe beieinanderliegenden Pfostenlöchern sprechen hier eine deutliche Sprache. Solche Befunde mahnen, nicht außer acht zu lassen, daß die ehemalige Realität im archäologischen Befund nur sehr ausschnitthaft wiedergegeben wird.

2. »Phantombefunde«

Eine besondere Kategorie bilden solche Befunde, die selbst keine Bodeneingriffe oder Ablagerungen nach sich ziehen und nur indirekt über ihre Auswirkungen auf die Anordnung der umgebenden Schichten zu erfassen sind. Ein solcher Fall liegt z.B. vor, wenn eine Oberfläche partiell von einem ehemals oberhalb befindlichen Objekt abgedeckt war, etwa von einer Gebäudevorkragung, einem Dach oder einem spurlos entfernten Fußboden. Dadurch würden bei der Schicht selbst die einen Bereiche auf einen Innenraum, die anderen auf eine Außenfläche hinzuweisen scheinen, ohne daß ein trennender Befund unmittelbar nachzuweisen wäre. Im Modell der Harris-Matrix wird ein solcher Fall nicht ausreichend berücksichtigt. Solche »Phantombefunde« sollten aber auf jeden Fall als eigene, besonders gekennzeichnete Befunde behandelt werden.

3. Die ausgefallenen Schichten

Auch die vielen Vorteile, die das Graben in natürlichen Schichten zweifellos hat, dürfen nicht dazu verleiten anzunehmen, daß die Grabung nun die Umkehrung der Deponierung im Zeitraffertempo sei. Vielmehr zeigt gerade das Phänomen des »Schichtenausfalls« deutlich, daß die Entstehung einer Schichtung, auch der nicht durch Ausfall erschwerten, auf wesentlich komplexere, im Einzelfall kaum rekonstruierbare Vorgänge zurückgehen kann.

Für einen Schichtausfall kommen vor allem zwei Gründe in Frage:

- In einem bestimmten Bereich ist eine sonst aufgebraute Schicht nicht aufgebracht worden,
- Eine vorhandene Schicht/Schichtung ist abgetragen worden, darüber aber die weitere Schichtung wieder aufgebracht.

In dem 1. Fall wird eine wie auch immer geartete Begrenzung der Schichtbereiche vorhanden gewesen sein, aber unter Umständen nicht mehr

im Untersuchungsbereich liegen oder, je nach den vorhandenen Bodenverhältnissen und dem ursprünglich verwendeten Material, auch nicht mehr erkennbar sein.

Im 2. Fall wird das Erkennen des Schichtausfalles möglich durch:

- die Analyse der Gesamtstratigraphie, wenn die Grabung eine ausreichend große Fläche umfaßt,
 - die Analyse und Datierung des Fundmaterials, wenn der Schichtenausfall einen größeren Zeitraum umfaßt,
 - sowie unter Umständen durch die flächige Beobachtung der letzten nicht abgetragenen Oberfläche.
- Es gibt also durchaus Grabungssituationen, in denen solche ausgefallenen Schichten nur schwierig oder überhaupt nicht erkannt werden können. Bei Problemen der stratigraphischen Analyse ist daher immer auch ein möglicher Schichtenausfall in Betracht zu ziehen. Leicht zu erkennen ist eine solche Situation z.B. dann, wenn ein Fußbodenniveau durch andere Befunde (Türschwelle, Putzkante) erkennbar ist, der Boden selbst aber einem Abtrag zum Opfer fiel. Die erkannte, ausgefallene Schichtung sollte daher wie ein Negativbefund oder ein »Phantombefund« als eigener Befund behandelt werden.

Ein besonderes zusätzliches Problem stellt die erneute Deponierung einer entfernten Schichtung im Grabungsbereich dar, da, abhängig von der Vorgehensweise der damals Tätigen, das Ergebnis oft eine inverse Stratigraphie sein wird.

Befund und Aufgehendes

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Luisa Galioto (Freiburg)

Im Mittelpunkt standen Probleme der Korrelation von Ergebnissen der Bauforschung und archäologischer Grabungen:

1. Untersuchungen

Die meisten Grabungen der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in Ortskernen, Kirchen und Burgen haben direkte Verbindungen zu bestehenden Bauten, entweder im räumlichen Anschluß an die Grabung oder im unmittelbaren räumlichen Kontext, wie es bei Kirchen- und Burgengrabungen sowie bei allen anderen archäologischen Untersuchungen innerhalb von bestehenden Gebäuden der Fall ist.

Ohne eine in ein Gesamtuntersuchungskonzept integrierte Bauuntersuchung bleiben dann Aussagen aus Grabungen »unter dem Fußboden« zwangsläufig unvollständig.

In den - wenigen - Fällen, in denen zusätzlich zu Grabungen auch Bauuntersuchungen stattfinden, werden sie normalerweise von einer anderen Arbeitsgruppe mit anderen Methoden und Zielsetzungen als bei der Ausgrabung durchgeführt. Soweit es sich hierbei um spezifische Methoden der Bauuntersuchung handelt, ist hiergegen nichts einzuwenden, denn für die Untersuchung der Stratigraphie der Wand und der Baubefunde sind teilweise andere, weniger invasive Untersuchungsmethoden erforderlich als im Boden.

Allerdings müssen, was oft nicht geschieht und auch innerhalb verschiedener baubezogener Untersuchungen (z.B. restauratorische Befunderhebung, bauhistorische Gefügeuntersuchung) einen Mangel darstellt, alle Untersuchungen nicht nur formal einheitlich (z.B. gleiche räumliche Ansprache von Befunden, gleiche Meßpunkte und -systeme, gleiche Darstellung der Befunddokumentation) durchgeführt werden, sondern auch von einem abgestimmten inhaltlichen Konzept mit gemeinsam festgelegten Fragestellungen ausgehen und gemeinsam ausgewertet werden.

Bauuntersuchung und archäologische Schichtbeobachtung können sich dann wechselseitig grundlegende Daten (Hofniveau zu Bau; Dendrodaten für anbindende Schichten) innerhalb einer Untersuchung liefern, wobei allerdings bei jedem Resultat die angewandte Methode erkennbar bleiben muß.

2. Dokumentation

Der von dem Untersuchungsgegenstand her zu fordernde gemeinsame Ansatz der Untersuchung von Bauten mit einem gleichartigen Dokumentationsschema sowie der intensiven Kommunikation der Arbeitsgruppen vor Ort scheitert in der Praxis oft an der Kompetenzgrenze zwischen Bau- und Bodendenkmalpflegeämtern. Da eine reibungslose Kommunikation zwischen diesen Amtsteilen bzw. sogar selbständigen Ämtern in vielen Fällen nicht automatisch vorhanden ist, sind für Bauuntersuchungen »Querschnittsreferate« zu fordern, die unabhängig von einer willkürlichen Grenze wie der Grasnarbe die bau-bezogenen Untersuchungen in allen Aspekten anleiten bzw. selbst durchführen.

3. Auswertung

Unterschiedliche Überlieferungsbedingungen und verschiedene Methoden führen fast zwangsläufig dazu, daß die Ergebnisse von archäologischen und anderen baubezogenen Untersuchungen nicht vollständig deckungsgleich ausfallen. Es gibt dann nicht für jede Schicht eine dazu passende Bauphase, ebensowenig für jede Bauveränderung eine dazu gehörige Schicht. Nicht selten sind auch die Fälle, bei denen archäologisch und am Bau gewonnene Ergebnisse sogar im Widerspruch zueinander stehen.

Interdisziplinäre Arbeit am Bau darf nun unter keinen Umständen dazu führen, daß solche Inkongruenzen bis hin zu Widersprüchen ignoriert oder stillschweigend bereinigt werden. Sie sind vielmehr - nach Aufdeckung von natürlich ebenfalls vorkommenden Fehler in Dokumentation oder Auswertung - als ein normales Arbeitsergebnis zu akzeptieren.

Die Angleichung der Phasengliederung erfolgt dann über relativ wenige »Paßpunkte«, d.h. unmittelbare stratigraphische Anschlüsse. Es wird sich dabei oft ergeben, daß nicht für alle Phasen solche »Paßpunkte« vorhanden sind. Dieses Ergebnis kann z.B. auf der räumlichen Distanz der Befunde sowie auf späteren tiefgreifenden Boden- und Wandeingriffen (nachträgliche Unterkellerung; Drainagegräben entlang der Wand etc.) beruhen.

Die gemeinsam erarbeitete Periodisierung beruht daher auf in unterschiedlichen Maßen abgesicherten Ergebnissen, die in ihrer Aussagekraft jeweils individuell gekennzeichnet werden müssen. Grundlage einer solchen Auswertung kann nur eine - im Wissen um die eigene Subjektivität - so objektiv wie möglich erstellte Dokumentation sein, in der alle auftretenden Widersprüche als solche auch benannt sind, und eine Auswertung, die solche Widersprüche diskutiert. Dies gilt vor allem auch für die zu fordernden abschließenden Publikationen, die bislang noch fast ausschließlich bereinigte und idealisierte Bilder von Bauzuständen und Bauabfolgen zeigen, die allerdings so rein in der Praxis kaum ein Befund zu liefern in der Lage ist. Aus in der historischen Realität möglicherweise nur momentan vorhandenen Zuständen werden dann beispielsweise Phasen mit teilweise beträchtlicher zeitlicher Ausdehnung zwischen den nächsten, zufällig greifbaren Fixpunkten.

Literatur: Baubefunde auf archäologischen Grabungen. Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg, Heft 1. Potsdam 1998.

3. Befunddeutung außerhalb der Ausgrabung

Befund und Naturwissenschaft

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Günter Krause (Duisburg)

Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit befaßt sich mit den dinglichen Überresten der jüngeren Epochen unserer Vergangenheit und den daraus zu ziehenden Schlüssen. Sie gewinnt somit, wenn sie sich nicht nur auf einzelne Abschnitte der Entwicklung konzentriert, mit vielen ihrer Ergebnisse und Aussagen Anschluß an die Gegenwart und kann zur Erklärung unserer heutigen Lebensverhältnisse beitragen, die vielfach das Produkt einer langen Entwicklung sind. Dies macht sie zu einer historischen Wissenschaft mit besonderer Bedeutung und Aktualität.

Bei der Untersuchung der archäologischen Hinterlassenschaft stößt der Ausgräber gewöhnlich auf zahlreiche Erscheinungen, die er mit den Erkenntnissen seines Faches allein nicht erklären kann. Er ist auf die professionelle Zuarbeit anderer, vor allem auch naturwissenschaftlicher Disziplinen angewiesen. Professionelle Unterstützung bedeutet dabei, daß von Seiten der beteiligten Wissenschaftszweige schon lange spezielle Methoden und Zugänge zur Lösung anstehender Aufgaben geboten werden, die den archäologischen Anforderungen gerecht werden. Damit sind beispielsweise nicht Apotheker, Zoodirektoren und praktische Ärzte die geeigneten naturwissenschaftlichen Ansprechpartner, wenn auch vielleicht oftmals naheliegender, sondern Paläoethnologen, Paläozoologen und Anthropologen.

Diese spezialisierten Naturwissenschaften wiederum brauchen häufig die Ergebnisse archäologischer Arbeit, archäologische Aufschlüsse und daraus gewonnene Materialien für ihre eigene Forschung. Verschiedene geistes- und naturwissenschaftliche Disziplinen können sich dann gegenseitig erhellen. Nur die Synthese der Arbeitsergebnisse kann letztlich zu brauchbaren und verlässlichen Ergebnissen führen. Da in der Regel der Archäologe das Monopol zu wissenschaftlichen Ausgrabungen besitzt und er alleine einen Überblick über die Auswertungspotentiale an einer Ausgrabungsstelle hat, gehört es zu seiner Verantwortung, diesen Prozeß in Gang zu setzen und andere Disziplinen heranzuziehen.

In der Praxis geschieht dies heute bereits häufig, und die meisten Ausgräber wissen, wo sie verlässliche Partner in der Untersuchung von pflanzlichen und tierischen Überresten oder menschlichen Skeletteilen haben. Die Ergebnisse sind allerdings in ihrer Gleichförmigkeit ernüchternd; daß im späten Mittelalter beispielsweise auf Burgen mehr Wild als in der Stadt gegessen wurde oder der damalige Mensch schlechte Zähne hätte und sich mit diversen unangenehmen Krankheiten bis zu einem frühen Tod quälen mußte, ist als Ergebnis aufwendiger Untersuchungen mittlerweile vorhersehbar. Hier fehlen die übergeordneten Fragestellungen, die es möglich machen, zu erwartende weitergehende Erkenntnisse von bloßen Bestätigungen zu unterscheiden. Zwanzig individuell und sozial zuzuordnende Bestattungen können dann wertvollere Ergebnisse liefern als die Überreste von zweitausend Bestattungen aus einem städtischen Beinhaus.

Auch die beteiligten Naturwissenschaften haben in der Regel eigene Forschungsziele und werden sich nur dann weitergehend engagieren, wenn diese gewahrt werden, daß heißt, möglichst von Anbeginn eines Projektes angemessene Beteiligung und Arbeitsmöglichkeiten gesichert sind. Das setzt natürlich ebenfalls voraus, daß ein vernünftiges Arbeitskonzept entwickelt wird und Erwartungen und Arbeitsziele vorab definiert werden.

Die Erkenntnis, daß sich materielle Überreste menschlicher Lebenstätigkeit in ihrem Kontext nicht ausreichend ohne die Hilfe naturwissenschaftlicher Disziplinen erklären lassen, hat in den letzten zwanzig Jahren verstärkt zu einer forschungsgeleiteten Zusammenarbeit von Archäologen und Naturwissenschaftlern geführt. Ihr Einsatz in der Analyse biologischer Überreste und anthropogener Ablagerungen wird unter dem Begriff »Umweltarchäologie« (environmental archaeology) zusammengefaßt. Hier existiert, vor allem allerdings von naturwissenschaftlicher Seite formuliert, bereits ein untersuchungsleitendes Grundkonzept, das für spezifische Fragestellungen nur noch konkretisiert werden muß und daher in der Regel zielgerichtete Ergebnisse bringt als die bloße Verteilung von Fundmaterial an geeignet erscheinende Naturwissenschaftler durch den Archäologen. Der Forschungsansatz »Umweltarchäologie« zeigt damit beispielhaft, wie, wenn auch mit größerem Engagement von Seiten der Archäologie, die zukünftige Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaften ausgestaltet werden könnte.

Thesenpapier von G. Krause:

Wichtige Beispiele für die Zusammenarbeit der Archäologie mit den Naturwissenschaften sind :

Zeitbestimmung / absolute Chronologie	Dendrochronologie (zusätzliche Aussagen: Herkunft der Hölzer, Klimatologie) Radiocarbonatierung; Erdmagnetismus u.a.
Naturwissenschaftliche Prospektionsmethoden (invasiv und nicht invasiv)	Phosphatanalyse Ingenieurgeologische Untersuchungen usw. Erdmessungen usw.
Umweltarchäologie historische Naturräum- Boden- und Ursachen, historische	Holozäne Geologie / Bodenkunde, physische und Geographie, Hydrologie, Ingenieurgeologie usw.: liche Voraussetzungen, Kulturlandschaftswandel, Landnutzung, Umweltschäden und deren Bodenbelastungen, Wasserqualität
Zoologie / Domestikationsforschung: natürliche Fauna wie Fische, Vögel, Insekten, Schnecken usw.; Tiernutzung, tierische Rohstoffe usw.	
Kultur- Gärten,	Botanik (Pollenanalyse, Großpflanzenreste): Natur- und pflanzen, Pflanzenvergesellschaftungen/-standorte, Landwirtschaft, Wälder, Holzbotanik, Klimatologie
Überresten): physische Verwandtschaftsbezie- Ernährung / im	Anthropologie / Humanbiologie und Humanmedizin (Untersuchung von menschlichen Beschaffenheit, Alter und Geschlecht, hungen, Krankheiten des Skeletts und der Zähne, Mangelkrankungen, Einlagerung von Schwermetallen Knochenmaterial usw., Parasiten in menschlichen Ausscheidungen, demographische Untersuchungen, rungsaufbau
Bevölke-	
Ressourcen / Rohstoffe / Fertigprodukte usw.)	Pflanzliche Rohstoffe (Holz, Holzprodukte, Rinde, Fasern
Haare,	Tierische Produkte (Fleisch, Fett, Sehnen, Häute, Leder, Knochen, Zähne, Horn, Geweih, Elfenbein usw.)
	Anorganische Rohstoffe (Metalle, Stein, Ton, Salze usw.), Bergbau-, Verhüttungs- und Bearbeitungsabfälle
Werkstoffkunde und Werkstoffprüfung Metallen (Fertigungstechnologie, und technische und ihre Beschaffenheit/ (z.B. Holz, Stein, Mörtel), (Arbeitsspuren, Schlacken etc.)	Destruktive und nichtdestruktive Untersuchungen von und Metallerzeugnissen, Keramik Provenienz, Materialbeschaffenheit Eigenschaften), Baumaterialien technische Eigenschaften Produktionsprozesse

Befund und Rekonstruktion

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Ulrich Klein (Marburg)

Unter »Rekonstruktion« wird hier eine wissenschaftliche Vorgehensweise bei der Analyse von Befunden als historischer Quelle verstanden. Sie wird schriftlich beschreibend, zeichnerisch darstellend oder im Modell durchgeführt.

Die Notwendigkeit der Rekonstruktion ergibt sich aus dem fragmentarischen Charakter der Befunde in Bezug auf die ursprüngliche Gesamtheit und aus dem wissenschaftlichen Zweck der Deutung dieser Befunde. Im Zuge der Befunddeutung erstellt der Archäologe ständig Rekonstruktionen in unterschiedlichen Umfängen. Eine einfache Rekonstruktion ist beispielsweise die Aussage über die Entstehung einer dokumentierten Schicht, eine entsprechend kompliziertere die zeichnerische Darstellung des ehemaligen Aussehens eines im Fundamentbereich ergrabenen Gebäudes.

Der qualitativ und quantitativ unterschiedliche Grad der Erhaltung von überlieferten Befunden hat zur Folge, daß es verschiedene Stufen der Sicherheit einer Rekonstruktion geben muß, denn abhängig von dem Charakter des Befundes kann der Schluß auf das ursprüngliche Aussehen zwingend sein, Interpretationsmöglichkeiten in unterschiedlichem Maße zulassen oder auch unmöglich sein. Die Argumente für eine Rekonstruktion müssen dabei in jedem Falle in einem erläuternden Text und auch grafisch, beispielsweise durch unterschiedliche Signaturen in einer Rekonstruktionszeichnung, dargestellt werden.

Gerade die modernen computergestützten grafischen Rekonstruktionsmöglichkeiten sind in besonderem Maße geeignet, über die Probleme einer dargestellten Rekonstruktion hinwegzutäuschen. Virtuelle Spaziergänge gehen bislang von gleichwertiger Darstellung aller Rekonstruktionselemente aus und können damit, wie in möglicherweise geringerem Maße bereits die isometrische oder perspektivische Rekonstruktionszeichnung, in forschungshemmender Weise leichtfertig scheinbare Gewißheiten darstellen, die keine sind.

Bezogen auf den gleichen oder einen vergleichbaren Gegenstand gelten diese Stufen gleichermaßen für alle Beteiligten; in der anzustrebenden interdisziplinären Zusammenarbeit muß sich also die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit den gleichen Kriterien wie die anderen beteiligten Disziplinen unterwerfen. Gerade für die Archäologie kommt aber als Besonderheit hinzu, daß

die Stufen der Rekonstruierbarkeit nicht nur von dem Objekt selbst, sondern auch in hohem Maße von der Untersuchungsmethode abhängig sind. Eine beispielsweise nicht in natürlichen Schichten durchgeführte Ausgrabung hat daher in der Regel bereits solche Defizite in der Dokumentation, daß die hierauf aufbauenden Rekonstruktionen nur als sehr wenig abgesichert gelten können.

Es hat sich als zweckmäßig herausgestellt, die folgenden Grade der Wahrscheinlichkeit zu unterscheiden, in der Beschreibung der Rekonstruktion anzuwenden und grafisch darzustellen:

1. Sicherheit:

Aus den Befunden zu einem Objekt folgt mit Notwendigkeit nur eine Rekonstruktion, die sich zwingend und unmittelbar ergibt.

2. Wahrscheinlichkeit:

Aus den Befunden zu einem Objekt läßt sich eine Rekonstruktion erstellen, die in Details denkbare Varianten aufweist.

3. Möglichkeit:

Aus den Befunden zu einem Objekt ergeben sich verschiedene Rekonstruktionsvarianten, die sich abgestuft oder gleichwertig gegenüberstehen, wobei eine immanente Entscheidung nicht möglich ist. Es werden daher Analogieschlüsse zu vergleichbaren Objekten notwendig.

4. Ausschluß:

Bedeutet die »Sicherheit im nicht« und entspricht damit im Negativurteil der Sicherheit

5. Unmöglichkeit:

Aus den Befunden zu einem Objekt ergeben sich keine Argumente für eine irgendwie geartete Rekonstruktion.

Die Mehrzahl der archäologischen Rekonstruktionen erreicht auf Grund des in der Regel fragmentarischen Charakters der Befunde nur die Stufe der Möglichkeit; die Wahrscheinlichkeit ist seltener, aber möglich, während die Sicherheit in der Praxis eher die Ausnahme darstellt. Argumentativ sehr nützlich, aber selten angewendet wird der Ausschluß, mit dessen Hilfe oft eine weitere Absicherung möglich werden kann. Dies ist immer dann der Fall, wenn ein Befund mehrere Deutungen zuläßt, die in der Diskussion aber mehrheitlich plausible Gegenargumente auf sich ziehen, so daß schließlich nur eine oder zwei Varianten übrigbleiben.

Schließlich entsprechen etliche, auch veröffent-

lichte Rekonstruktionen eigentlich der Stufe der Unmöglichkeit, ohne daß dieses benannt wäre.

Da es insgesamt in der Archäologie wenig üblich ist, bei Rekonstruktionen Grade der Wahrscheinlichkeit anzugeben, und im Fach bisher ein verbindlicher Index hierzu nicht existiert, wird man dieses bei verantwortungsvoller Arbeit beispielsweise auf der Suche nach Vergleichsbeispielen selbst leisten müssen. Das Ergebnis ist dann allerdings oft ernüchternd, weil nur sehr wenig an Sicherheit übrigbleibt.

Literatur: Altwasser, Elmar, und Ulrich Klein, Voraussetzungen und Kriterien für die Rekonstruktion historischer Bauten. In: Hausbau in Belgien. Jahrbuch für Hausforschung 44, 1998, 263-272; Rahtz, Philip, How likely is likely? In: World Archaeology 49, 1975, 59-61.

Befunddeutung auf dem Papier: Befund und Deutung bei der Auswertung einer Altgrabung

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Ulrike Plate (Stuttgart, jetzt Karlsruhe)

Das hierzu angeführte Beispiel Murrhardt zeigt eine Grabung, die 1973 unter der wissenschaftlichen Leitung des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege von einem ehrenamtlichen Mitarbeiter (fachfremd) vor Ort mit Unterstützung mehrerer Freiwilliger (Rentner, Schüler) durchgeführt wurde.

Die für diese Umstände durchaus umfassende und detaillierte Dokumentation besteht aus Flächen- und Profilzeichnungen, Befund- und Fundbuch, einer Fotodokumentation und dem vom wissenschaftlichen Leiter gefertigten Grabungstagebuch. Bis zur Auswertung vergingen 16 Jahre, in denen das Dokumentationsmaterial nicht sachgerecht gelagert war, was beim Fundmaterial zu erheblichen Verlusten führte. Mit einer Lagerungszeit von 16 Jahren wurde eine in der Praxis etlicher Ämter durchaus kurze Dauer bis zur Auswertung erreicht, allerdings gibt es nicht wenige Fälle, wo dann nicht nur die Fundzettel vergangen sind, ein früher alltägliches Problem, sondern die Dokumentation selbst vollständig in Verlust geriet, weil sie z.B. vom Grabungsleiter nicht abgeliefert wurde.

Die Dokumentation ließ nur teilweise das Erstellen einer relativen Chronologie zu. Deshalb mußten für eine Deutung der Befunde über die eigentliche Grabungsdokumentation hinausgehende Hilfen hinzugezogen werden.

Auch das Fundmaterial lieferte einmal wegen der Verluste der Beschriftung, aber auch der angewandten Grabungsmethode nur sehr bedingt Anhaltspunkte für eine Datierung. Um die Befunde in eine absolute Chronologie einzufügen, war ein Rückgriff auf die Schriftquellen und die bisherige historische Forschung notwendig.

Die dann so gewonnene Datierung hilft bei der Suche nach vergleichbaren Bauten, wobei gegenläufig die Auswertung der Befunde/Funde durch typologische Vergleiche zu einer Korrektur der Datierung führen kann. Hier besteht die Gefahr eines Zirkelschlusses.

Insgesamt erwies sich das Objekt - eine Klosterkirche - auch bei den beschriebenen Dokumentationsmängeln noch als besonders dankbar, denn dieser Bautyp ist schon seit Jahrzehnten Gegenstand forschersicherer Interessen, so daß eine Vielzahl an Vergleichsbeispielen zur Verfügung steht, nicht nur in Bezug auf Grund- und Aufriß, sondern auch für Fragen wie z. B. nach dem Bauablauf. Das Gebäude »Klosterkirche« unterliegt strengen Regeln, die sich aus der inneren Organisation ergeben. Veränderungen in der Liturgie, Konzilsbeschlüsse etc. geben Anhaltspunkte sowohl für Rekonstruktionen als auch für die Datierung. Daher können die Mängel der Dokumentation in einem solchen Fall weitgehend durch andere Methoden ausgeglichen werden.

Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß für ganze Befundgruppen, aber auch für herausragende Einzelbauten mit Unikatcharakter ebenfalls nur Altgrabungen mit Dokumentationen in der beschriebenen Qualität oder schlechter vorliegen. Hierbei muß dann die beschriebene Methode der Analogie versagen und eine Strategie der Bearbeitung solcher mangelhaft dokumentierten Grabungen entwickelt werden, wobei in vielen Fällen eine sogar Nachgrabung unumgänglich sein kann.

Dokumentation und Auswertung: Fehlende, mangelhafte oder irreführende Dokumentation

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Armand Baeriswyl (Bern)

1. Angemessene bzw. vollständige Dokumentationen

Ziel der Dokumentation ist in erster Linie die Nachvollziehbarkeit der Grabung. Eine gute Dokumentation ist ehrlich und damit vertrauenswürdig. Der Auswerter kann mit gutem Gewissen davon

ausgehen, daß die Aussagen und Beobachtungen vom Ausgräber aufgrund seiner Erfahrung nach bestem Wissen und Gewissen gemacht wurden und der Wahrheit entsprechen. Auswertungen von Grabungen mit vollständiger Dokumentation führen in der Regel zum Ziel. Hierbei steht nicht eine »Eindeutigkeit« der Ansprache aller Befunde, sondern sicheres Wissen um die Möglichkeiten der Deutung im Vordergrund. Erleichtert wird dies, wenn die Auswertung unmittelbar im Anschluß an die Grabung durchgeführt werden kann und der Ausgräber auch die Befundauswertung selbst übernimmt.

2. Fehlende oder unvollständige Dokumentationen: die übliche Altgrabung

Es gibt häufig ältere Grabungen, deren Dokumentation weder im Umfang noch in der Qualität dem heutigen Standard entspricht. Manchmal sind nur Vorberichte oder Zeitungsartikel mit nicht nachvollziehbaren Interpretationen und Spekulationen vorhanden. Erschwerend kommt dann meistens dazu, daß der Ausgräber selbst nicht mehr für Fragen greifbar ist. Für die Aussagen zum Befund gilt aber das oben Gesagte, sie sind generell vertrauenswürdig.

Auswertungen von Altgrabungen mit lückenhafter Dokumentation führen in vielen Fällen zu keinem befriedigenden Resultat, da oft zu viele Elemente fehlen. Eine Teilauswertung der dokumentierten Befunde könnte aber zu Ergebnissen führen, welche mindestens Hypothesen und Fragestellungen für zukünftige Nachgrabungen liefern. Solche Nachuntersuchungen lohnen sich oft, da meist damit gerechnet werden kann, daß man die Grabungsflächen nicht vollständig bis zum gewachsenen Boden abgeräumt hat oder Bereiche unangetastet geblieben sind.

3. Mangelhafte bzw. irreführende Dokumentation: »Pseudodokumentation«

Daneben gibt es Dokumentationen, welche auf den ersten Blick alle nötigen Elemente enthalten, aber inhaltlich eine Vielfalt von Mängeln aufweisen, welche hauptsächlich auf ungeeignete Freilegungsmethoden, mangelhafte Beobachtung der Befunde, vorzeitige Interpretation und/ oder fehlende gedankliche Durchdringung der Grabung zurückzuführen sind. Der Umfang und das formal korrekte, äußere Bild der Dokumentation täuschen eine Auseinandersetzung des Ausgräbers mit den Befunden nur vor, welche dann aber aus Desinteresse, Überforderung oder anderen Gründen tatsächlich nicht stattgefunden hat.

Auswertungen von Grabungen mit »Pseudodokumentation« sind meist nicht nur wissen-

schaftlich wertlos, sondern gefährlich, da die Wahrscheinlichkeit, auf Grund z.B. einer interpretierend angelegten Dokumentation zu falschen Schlüssen zu kommen, sehr groß ist. Wenn man sogar davon ausgehen muß, daß die Befunde mangelhaft beobachtet oder beschrieben wurden, dann sind grundsätzliche alle Aussagen der Dokumentation als unzuverlässig und damit als unbrauchbar zu betrachten. Wo keine Nachgrabung möglich ist, die Auswertung der Grabungsphotos nur die Zweifel nährt, aber keine Sicherheit bringt, bleibt die ehrlichste Lösung, solche Untersuchungen als Totalverlust abzuschreiben und die Dokumentation beiseitezulegen.

4. Schlußfolgerungen

Leider werden unvollständige, mangelhafte und irreführende Dokumentationen auch heute noch erstellt. Gerade der schriftlichen Grabungsdokumentation ist daher in der Ausbildung größere Beachtung als bisher zu schenken. Vielfach reichen die vermittelten Fähigkeiten nicht ohne weiteres aus, solche Dokumentationen zu erstellen, während eine Kontrollinstanz aber sowohl während der Grabung als auch beim Grabungsabschluß weitgehend fehlt.

Neben dem denkmalschützerischen Aspekt ist dies ein weiterer wichtiger Grund zu fordern, daß zu jeder Grabungsfläche Kontrollbereiche unausgegraben bleiben, denn es sind nicht so sehr die weiterentwickelten Methoden der Zukunft, wie man häufig argumentiert, die solche Kontrollbereiche benötigen, sondern vor allem die oft nicht konsequent angewandten Methoden der Gegenwart.

Läßt sich nicht vermeiden, daß die Auswertung von anderen Personen als den Ausgräbern vorgenommen wird, sollten alle an Grabungsdokumentationen beteiligten Personen vom Auswerter regelmäßig ein Feedback zur Relevanz ihrer Dokumentation für die Auswertung erhalten.

Befunddeutung und Sprache

Grundlage der Diskussion waren der Vortrag und das Thesenpapier von Matthias Untermann (Freiburg i. Br.)

Wie überhaupt in der Wissenschaft, ist auch in der Archäologie die eindeutige Bezeichnung der behandelten Gegenstände, also auch von Befunden und Befundkomplexen, für die wissenschaftliche Kommunikation sowohl innerhalb des Fach als auch im interdisziplinären Dialog selbstverständlich und unumgänglich.

Versuche zur »Normung« von Begriffen sind seit langem für weite Bereiche der Kunstgeschichte und dabei auch der historischen Architektur (sogar mehrsprachig), neuerdings auch für Fachwerk / Dachwerk / Holzkonstruktionen publiziert, wenn gleich in der jeweils vorliegenden Form nicht unumstritten. Im engeren mittelalterarchäologischen Bereich sind dagegen weiterhin regionale Bezeichnungen oder »Übereinkunftsbezeichnungen« üblich, die, wie auch ein Blick in Publikationen lehrt, oft sehr individuell und nicht »eindeutig« angewendet werden. Typische Beispiele hierfür sind im Bereich der mittelalterarchäologischen Architekturbefunde solche schillernden Begriffe wie »Steinwerk« und »Grubenhaus«.

Eine unklare oder sogar fehlerhafte Terminologie spiegelt einerseits die unterschiedliche »wissenschaftliche Herkunft« der Mittelalterarchäologen, ist andererseits aber auch häufig ein Zeichen für Unsicherheit bei der richtigen Ansprache eines Befundes. Oder, um es allgemeiner zu formulieren, »falsche Begriffe sind Ausdruck von falschem Denken«.

In ausführlichen Fachpublikationen sind terminologische Unklarheiten ärgerlich, für den Leser bei ausreichender Illustration durch den Bildkontext aber meist auszugleichen. Für Kurzberichte und Stellungnahmen gilt dies nicht. Terminologische Fehler führen hier zu gefährlichen »Scheinergebnissen« und werfen ein schlechtes Licht auf die wissenschaftliche Zuverlässigkeit des Projekts insgesamt.

In verschiedenen Bundesländern hat man, was grundsätzlich zu begrüßen ist, begonnen, archäologische Fachdaten in EDV-Datenbanken zu speichern. Die damit in noch wesentlich größerem Ausmaß relevanten Probleme der Terminologie werden allerdings meist ohne überregionale Abstimmung, letztlich pragmatisch angegangen, womit man die angesprochenen Probleme im Endeffekt potenziert.

Mit Sicherheit wird die Nutzung und Auswertung dieser Datenbanken nicht nur für die denkmalpflegerische Arbeit, sondern gerade auch für die Einordnung neu ergrabener Befunde und für universitäre Abschlußarbeiten zunehmen. Schon bei der bislang relativ geringen Anzahl eingetragener Objekte (wie in Baden-Württemberg) ist es erfahrungsgemäß erforderlich, eine Vielzahl von angebotenen Termini abzufragen, um die Einträge für einen bestimmten gesuchten Befundtyp mit einiger Vollständigkeit zu finden (z.B. Grubenhaus; städtisches Steinhaus; Lettner). Bei der

Nutzung mehrerer regionaler Datenbanken potenziert sich diese Schwierigkeit.

Da solche terminologischen Fragen den gesamten mittelalterarchäologischen Wissenschaftsbetrieb beeinflussen, dürfen sie nicht nach dem einzelnen Belieben eines Denkmalamtes oder gar nur einer EDV-Arbeitsgruppe innerhalb eines Amtes behandelt werden. Erfahrungen z. B. mit Holzbau- oder Keramikterminologien oder in der Kunstgeschichte zeigen, daß in weitem Umfang eine Einigung möglich war und sich schließlich als praktikabel erweist.

Die Nutzung einer Datenbank setzt meist nicht nur eine einheitliche Terminologie, sondern auch einen Fachthesaurus voraus. Wird dieser ebenso pragmatisch und unautorisiert festgelegt, wie es für die Terminologie beschrieben wurde, droht eine neue Verschärfung der Schwierigkeiten. Jeder Thesaurus führt von seinem Prinzip her nämlich zu einer Festschreibung des Forschungsstandes auf dem gerade erreichten oder möglicherweise sogar einem niedrigerem, aber edv-gerechterem Niveau. Wenn dann überhaupt nur noch erfaßt werden kann, was in bereits bekannte Kategorien paßt, scheint er sich schließlich sogar selbst zu bestätigen. Dem wäre nur entgegenzusteuern mit einer ständigen forschungsnahen Hinterfragung und ggf. Erweiterung oder Änderung der Kategorien, was allerdings nur möglich ist durch die Forschenden selbst.

Der kritische Umgang mit archäologischen Datenbanken, besonders mit terminologischen Hierarchien, Redundanzen und Variationen, ist daher dringend in die Ausbildung angehender Archäologen aufzunehmen und als Fortbildung für bereits im Fache Tätige anzubieten.

Arbeitsgruppe III: Theorie und Methoden der Archäologie des Mittelalters

Diese Arbeitsgruppe wurde von Rolf d'Aujourd'hui vorbereitet. Auch ihre Sitzungen waren von intensiven Diskussionen geprägt, zu denen die Referate provozierende Anstöße gaben. Die Diskussionen dieser Arbeitsgruppe waren nicht protokolliert worden. Im folgenden wird eines der Referate publiziert, das dankenswerterweise zum Druck im Mitteilungsblatt eingereicht wurde.